

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 24



Das lahme Herz

Von K. R. Neubert

Acht Jahre war nun Trude schon in Kleines Gasthof tätig. Sie räumte die Zimmer auf, arbeitete im Garten und bediente abends und an den Sonntagen die Gäste. Sie war nicht besonders hübsch, die Trude, schon damals nicht, als sie mit zwanzig Jahren ins Dorf gekommen war, sie lahmt sogar. Manchmal bemerkte man es kaum, aber sie konnte doch nicht so gut tanzen und lustig sein wie die Mädchen im Dorf an den Sonntagen. Fleißig war sie, ließ sich nicht um geüblich mit den Mamselleuten ein, aber sie hatte für jeden einen freundlichen Blick, ein gutes Wort, und wenn sie Sonntags, das volle Tablett in den Händen, durch den kleinen Saal lief, rief so mancher hübscher Bursche: „Wie wär's denn mit einem Tanz, Trude?“ Sie schüttelte dann meist den Kopf, rechnete schon wieder aus, wieviel Bieres dort am Esstisch nötig waren, lief hin und her. Ihre weiße Schürze war immer blendend sauber. Wenn sie sich doch mal zum Tanz überreden ließ, nahm sie stets die Schürze ab, und dann sah man, wie hübsch das Kleidchen war. Es war schade, daß sie eine Schürze tragen mußte.

Mancher junge Mann hätte gern mit Trude angefangen, gab sich Mühe, ihr zu gefallen, ihr Vertrauen zu erwerben, aber niemand konnte sich in all den Jahren rühmen, Trudes Herz erobert zu haben. Sie warste wohl selber nicht, auf wen sie wartete, für wen sie sparte.

Der Tag war voll Arbeit für sie, und wenn sie spät abends ihre Schlafkammer aufsuchte, fielen ihr die Augen bald zu. Sie träumte höchstens mal von einem Mann, der ihr im dunklen Flur ein dumpfes Wort zugeflüstert, von irgend-einem Orchester, das sie beim Tanz angeläufelt.

An einem Sonntag ipsadren die jungen Leute von ihr. Sie hatte ihnen eben Bier an den Tisch gebracht. Ein junger Mann sah ihr abschließend nach. Er hatte am letzten Sonntag vorgebildet unter ihrem Fenster auf sie gewartet. Er hatte ihren Namen geflüstert, aber oben war das Licht verloscht und nichts hatte sich mehr getan.

„Sie hat eben nicht nur ein lahmes Bein, sondern auch ein lahmes Herz!“ sagte der junge Mann so laut, daß es Trude hören mußte. Da aber war am Nebentisch plötzlich jemand aufgestanden, zu dem Spötter getreten, und im nächsten Augenblick hatte der Verdächtige seine Oberseite weg. Es entstand keine Prügelei, sondern ein Freund des Beobachteten klärte die Lage, indem er feststellte: „Du hast du rechtlich verdient, Paull!“ Und die anderen lächelten. Der Mann, der den Fremden gebefragt hatte, war der junge Tischlermeister Barthel.

An diesen Tage hätte sie gern mit einem getanzt, mancher bot sie darum, nur der nicht, mit dem sie gern getanzt hätte: Barthel Heinrich. „Lahmes Herz!“ grübelte sie, als sie in ihrer Kammer lag. Sie warste keine Antwort. Müde schlief sie ein. Der Morgen dämmerte schon über dem Feld. In den Ställen regte sich das Vieh.

Manchmal kam Gertrud an Barthels Tischlerwerkstatt vorüber. Er grüßte nicht freundlich als sonst. Aber ihr Herz schlug schneller. An den Sonntagen erfüllte sie dann eine nie gekannte Unruhe. Sie zuckte zusammen, wenn die Tür zum Gastzimmer knarrte. Ihr Blick ging über die Tische, an denen oft fremde Männer saßen, nur Barthel Heinrich ließ sich selten sehen. Er saß lieber mit seiner Frau dahin und blickte froh dem Spiel der Kinder zu. Wenn Barthels Frau gelegentlich in das Gastzimmer kam, etwas zu holen, war Gertrud ungeschickt, verlegen, und ihr Lahmen merkte man mehr als sonst. Einmal kam Hammen, Barthels Jüngste, Brot holen, und Gertrud war gerade im Laden allein, da griff sie plötzlich in die hohe Beantonsblechbüchse, zweimal, dreimal, und das Rind hielt zunächst mehr erschrocken als dankbar die kleinen Hände auf.

Niemand merkte, was in Trudes Herz vorging. Das Wort von „lahmen Herzen“ war längst vergessen. Es war nicht so. Es war tot. Es schlug, zuckte, war längst

weh. Es schlug, zuckte, war längst vergessen. Es stimmte auch nicht. Trudes Herz kramte darauf, fortzulassen. Aber sie hielt es fest. Sie tat weh. Es schlug, zuckte, schrie, revoltierte, aber sie hielt es fest.

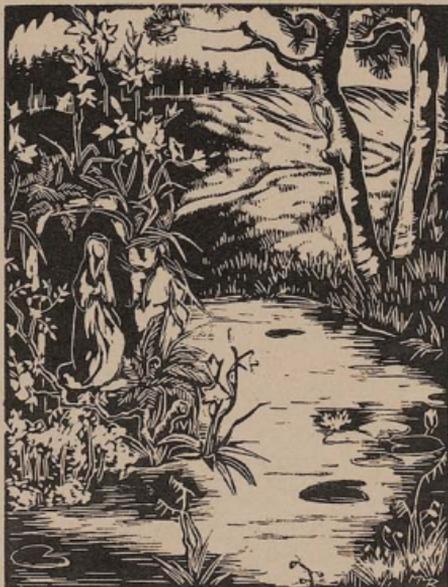
Ein und wieder tauchte Heinrich im Gasthof auf, dann bediente sie ihn nicht eifriger als irgendeinen anderen. Sie vergaß schönbar, daß er ein Bier bestellt hatte. Er mußte rufen: „Hast du mich vergessen, Trude?“ Da kam sie errotend mit dem Bier an und ging gleich wieder. Und lahmt sehr. Weil sie ihr Herz zu festhalten mußte. All die Monate, Jahre hindurch.

Als Gertrud das achte Jahr in Kleines Dienst stand, starb Frau Barthel. Am nächsten Abend kam Heinrich ins Gasthaus. Am über nächsten Abend wieder. Jeden Abend kam er nun. Er saß in seiner Ecke und bestellte Bier. Keen, wieder Bier, manchmal zehn an einem Abend.

Einmal kam er schon am Nachmittag. Er trank das Bier mit einem Zug aus.

„Noch eins!“ sagte er. Gertrud griff das leere Glas, zögerte, da setzte sie sich plötzlich an den Tisch.

„Was machst Hammen?“ fragte sie, „ist ja in letzter Zeit mächtig gewachsen. Die Kläder werden dir schon viel zu kurz.“



Madonna am Bach

Marianno Rohland



Die Hütte

Paul Bürck-München

„Weiß ich nicht“, sagte Heinrich etwas ängstlich, „mußt das der Eisa sagen. Sie führt mich die Wirtschaft. Alt genug ist sie ja.“

„Eisa war Sonntag hier. Zum erstenmal. Langen.“

„Kann man nicht ändern. Alle sind einmal soweit.“

„Aber ich würde doch besser abgeben, Herr Barthel. Zuviel Freiheit darf man ihnen im Anfang nicht lassen. Der Schopper Willi mit der Eisa —“

„Was?“ fuhr Heinrich auf, „der liebliche Willi?“

„Ich meine nur so. Es geht mich nichts an.“

„Gibst du allen Gästen solche — solche Belehrungen?“

„Nein. Nur den Gästen, die schon am Nachmittag kommen. Da muß man es manchmal.“

Er klickte sie erklamm an. War gereizt und zugleich hilflos. Er machte eine lässige Handbewegung.

„Ich habe weniger Arbeit jetzt. Jetzt bekomme ich auch vom Rittergut keinen Aufschlag mehr. Der Baron hat sich geärgert, weil ich später geliefert habe.“

„Sie müssen sich zusammennehmen, Herr Barthel“, sagte sie leise.

Heute ging er bald.

„Schreib an!“ hatte er gesagt.

Vierzehn Tage ließ er sich nicht im Gasthof sehen. Nach dem Dunkel werden ließ sie manchmal ein Stück bis zum Schulhaus hinaus, und dann ging sie langsam am Dorfsteich vorbei. Dort lag gleich die Tischlerwerkstatt. Die Gardinen waren vorgezogen, man sah nichts, hörte nichts. Sie ging ruhig zurück, aber dann sah sie Eisa mit dem Burschen im Schwarten einer Scheune stehen, und Heinrich kam tockend aus dem andern Gasthaus, das sich noch im Dorfe befand. Sie wollte sich erst an das Haus drücken und Heinrich vorbeilassen, aber Barthel erkannte sie.

„Die Trude! Die liebe Trude! Das ist ja schön, daß wie uns treffen.“

Wie der Mond scheint. Ein trübiger Abend für Liebestrute. Sieht du den Mond? Er hat eine ganz rote Nase. Er hat wohl getrunken.“

Er wackelte hin und her.

„Trudchen! Gelt, du bist vernünftig? Du hast nichts dagegen, wenn ich dich, dich lahmes Trudchen — Wie? Was? Komm, nur einen Kuß!“

Er griff nach ihr. Sie wich zurück.

„Einen Kuß!“ schrie er da.

Sie sah ihn furchlos an, traurig und voll Absehen. Wie er den letzten Schritt zu ihr tat, hob sie die Hand und schlug kräftig in sein Gesicht. Dann ging sie weiter. Ohne Kuß!

Sie dachte, er würde sich nun lange nicht mehr blicken lassen, aber er kam schon nach drei Wochen zu ihr. Sie ließ ihn lange in der Wirtschaft sitzen, ohne nach seinen Wünschen zu fragen. Als sie später das Glas beachte, wagte er ihr nicht ins Gesicht zu sehen.

„Möchtest du nicht ein wenig bleiben? Ich muß was in Ordnung bringen. Ich weiß, du meinst es gut mit mir.“

Sie setzte sich schwer auf einen Stuhl nieder. Ihr Gesicht zuckte. Sie dachte, sie würde nun weinen.

„Mir ist es am Ende, Trude. Ich habe Schulden. Bald gehört mir kein Hovel mehr in meiner Werkstatt.“

„Heinrich!“ sagte sie. Sie konnte das Wort nicht zurückhalten, es war heraus. Er legte seine Hand auf die ihre. Vier Männer betraten lärmend die Gaststube. Trude mußte sie bedienen. Sie kam eine ganze Stunde nicht mehr dazu, sich zu Heinrich zu sehen. Er saß still bei seinem leeren Glas. Dann rief er: „Jahlen!“

„Was ist denn?“ flüsterte sie, „wie müssen doch noch sprechen.“

„Was es denn da noch was zu sprechen?“ antwortete er leise.

„Wart auf mich um elf am Teich“, sagte sie rasch.

Er stand seit halb elf regungslos an der Poppel und sah sie kommen. Sie lahnte sehr. Es war ihm nie so aufgesehen. Sie gingen durch das Dorf. Sie wußten nicht, wohin Kornfelder begannen.



Abend im Isartal

Karl Schleinkofer-München

„Da gehen wir nun wie ein Liebespaar“, sagte Heinrich nach einer Weile.

Sie sah zu Boden.

„Nein, nein! Hab keine Angst, Trude. Deine Ohrfeige hat mich zur Vernunft gebracht. Vielleicht kam sie zu spät.“

„Warum, Heinrich? Ich habe mir schon alles überlegt. Es ist alles ganz einfach. Du bezahlst deine Schulden und fängst ein neues Leben an.“

„Ganz einfach“, lachte er bitter auf.

„Ja. Sehr einfach. Ich habe mir in den Jahren, die ich hier bin, genug gespart. Ich brauche es nicht. Wozu denn?“

Heinrich blieb stehen.

„Das geht nicht. Auf keinen Fall! Ich bin doch kein Lump! Dir deine Spargroschen nehmen!“

Sie gingen weiter. Im Korn flog ein Vogel mit großen, dunklen Schwingen auf. Ein gleichmäßiges Hellgrau bedeckte den Himmel. Kein Stern. Neben am Wege rechte sich eine alte Mühle.

„Anderes geht es nicht“, sagte Gertrud, „ein Lump bist du, wenn du deine Kinder verkommen läßt. Du mußt dein Geschäft wieder hochbringen. Bezahl mit dem Geld deine Schulden, mach dich frei und arbeite. Dann wirst du mir das Geld bald zurückzahlen können.“

„Du machst es mir leicht“, erwiderte er, von einem dankbaren Gefühl übermannt und versucht, das Mädchen in seine Arme zu nehmen. Er beherrschte sich. Sie sprachen sachlich über seine Schulden.

„Wie sind ja viel zu weit gegangen“, erschaal Heinrich plötzlich, „ich habe ganz vergessen, daß du nicht — so gut laufen kannst.“

„Ich merke nichts. Ich könnte noch lange so gehen. Aber wir können ja umkehren.“

Es schien ihm, als hinkte sie stärker. Er reichte ihr vorsichtig den Arm. Sie hing sich ein. Die alte Mühle tauchte vor ihnen auf. Das Dorf.

„Ich hänge doch daran“, sagte Heinrich mit einem Blick auf das schlafende Dorf, „wie leicht ist mir ums Herz, wenn ich denke, daß die Hobelbank mein bleibt. Den ersten Scheit, den ich baue, bekommtst du, Trude.“

„Den schenk einmal deiner neuen Frau, Heinrich“, sagte da Gertrud mit einer ganz ruhigen Stimme, „du brauchst nämlich eine Frau. Mußt dich umsehen. Die Kinder können nicht mehr lange so ohne Juchz bleiben. Du verstehst das nicht. Da muß eine Frau her.“

„Und wider hast du recht“, meinte er nachdenklich, und manche Witwe und Mädchen fielen ihm ein. An Trude dachte er nicht in diesem Zusammenhang. Sie war so nah, so gut. Er spürte die Unregelmäßigkeit ihres Ganges.

„Bist du müde? Soll ich dich tragen?“

Sie wechete lächelnd ab. Aber er nahm sie einfach in seine Arme und trug sie ins Dorf. Sie hörte sein Herz schlagen. Er kratzte. „Daß mich doch! Setz mich doch ab!“ bot sie. Er lachte. Schleppte sie. Sein Atem strich heiß über ihr Gesicht. „Setz mich doch ab!“ Dann gingen sie langsam nebeneinander her.

Ein halbes Jahr später heiratete Heinrich eine Witwe aus dem Nachbardorfe. Sie war tüchtig, führte ein energisches Regiment im Haus, und Heinrich fing in seiner Werkhant bald wieder zu singen an.

Er hobelte Bretter für Trudes Scheit.

Sommerabend

VON HERMANN HESSE

An den Platanenstämmen spielt noch Licht,
Durchs hohe Astgeschlinge blickt noch Blau
Und spiegelt sich im Wein Im Walde spricht
Mit Kindern eine unschilbare Frau
Aus einem Dorf im Tale lärmt Musik
Sonntäglich-festlich her und mahnt an Schweiß;
Da draussen unterm schrägen Sonnenblick
Dampft sommerliche Welt noch schwer und heiß.

Hier aber atmet Waldlaub und Gestein,
Weht Unschuld klösterlich und Feierabend,
Den Bissen Brot, die kühle Schale Wein
Mit holder Zanbertraumkraft fromm begabend
Farnkraut am Wege duftet scharf und streng,
Schon wird im Holz der Siebenschlöcher wach,
Die erste Fledermaus jagt durchs Gestänge
Gekreuzter Aste ihrem Raube nach.

Und nun schmilzt Laut um Laut und Licht um Licht
Der Tag hinweg, und aus den Bäumen quillt
Wie Harz und Honig duftend, schwer und dicht
Herab die Nacht, die mütterlich uns stillt.
Es löschen mit dem Tag die Namen aus,
Mit denen wir geordnet unsre Welt:
Platane, Ahorn, Esche, Felsen, Haus
Schmelzen in Eines, hingegeben fällt
Die bunte Vielfalt an der Mutter Brust
Zurück und in der Kindheit dumpfe Lust.

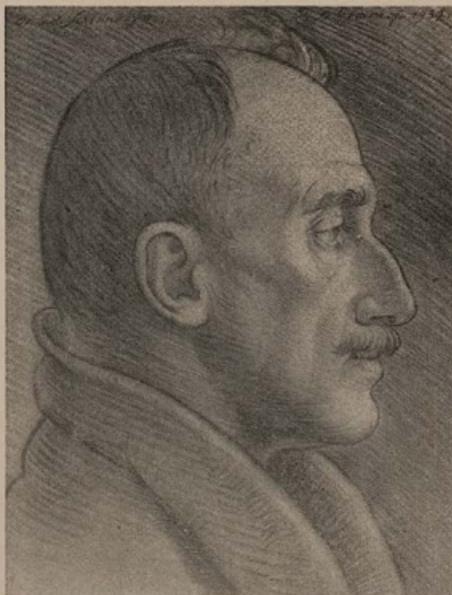
Kraut duftet bang und Pilz, ein Waldkauz schreit,
Das Laubgewirr der Wipfel taumelt sacht ...
Wie selig duftet doch Vergänglichkeit!
Wie sehnt sich Geist nach Blau, und Tag nach Nacht!

Der tote Vogel

Es ist plötzlich felsam still geworden in meinem Zimmer, fest die helle Zwitscherflamme meines Vogels für immer verstummt ist.

Ich erschau' ein wenig, als ich meinen langjähigen, buntgefiederten kleinen Freund eines Morgens zusammengekauert auf dem Boden seines Käfigs entdeckte. Ein Zucken lief von Zeit zu Zeit durch das leichte Körperchen, die kleine Brust atmete stoßweise, das ammatige Köpfchen war halb unter den Flügel gesteckt, die Dunkel-glühenden Vogelaugen geschlossen. Fühlte er erschauernd den kalten Hauch, der sich auf das winzige, bebende Vogelherz legte, das Grauen, das ihm die zarte Kehle zuschnürte? Erschöpft und todematt glitt er hinüber in das Dunkel, das sich immer näher über ihn bogte, und in das sein helles, kleines Leben versank wie ein Blütenferdchen in einen dunkeln Weiber ...

Als ich ihn bekam, lachte ein blauer Maienmorgen über der Welt. Vor den Fenstern jubilierten die Finken und Amseln in den leuchtenden Frühlingstag hinein, die Sonne sah tief in die Zimmer,



Der Maler K. Schleinkofer

B. Godron

und das Leben war hell und voll Süßigkeit.

Was hilft mir dieses Bild, das aus den Tiefen der Erinnerung emporsteigt? Es liegt ein Raum von tausend Jahren zwischen jenen fernem Mai und den heutigen.

Durch einen leise fallenden Mairegen grüßen mich heute Baumblüte und erstes Frühlingsergrün; ein sanfter Wind hat sich aufgemacht und wiebelt Blütenblätter durch die Gartenstille, und das Leben hat mir mehr genommen als gegeben.

Ein zartes Vögelchen starb den Tod alles Lebendigen ...

Wir begraben ihn im Garten unter drei alten Kastanien, wo vor kurzen die Weilsen noch so verschwenderisch blühten.

Und wenn der Tod nicht Vernichtung, sondern Formwechsel, nicht letztes Ende, sondern Leben in einer anderen Gestalt ist — dann werden alle die süßen Blütenöne, die jubelnden Triller, die tollenden Läufer, alle die hellen Melodien seiner klingenden Vogelpraxdy wiedererleben und in den dunklen Wellen des kommenden Jahres weiterleben ...

Und dann ist ja alles nicht so schlimm ... Jacob Haringer



Rüpelbankett

Ludwig v. Horvath

DER FREUND AUS LILLE

VON F. E. R. DINAND

Der seinerzeit berühmte französische Arzt Doctor Charcot ging eines schönen Tages im Sommer des Jahres 1833 in Zuckeringarten genüsslich spazieren, als ein feingekleideter Herr ganz nahe an ihn herantrat und ihm mit allen Zeichen freudigster Ueberraschung kräftig die Hand schüttelte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ — fragte er den ihn befremdet anstarrenden Doktor.

„Nein!“ — versetzte dieser lakonisch.

„Ich bin ein Kaufmann aus Lille und habe die Ehre gebahnt, Sie dort vor sieben Jahren kennenzulernen“, bemerkte der bildhäßliche Elegant.

„Das ist schon möglich, denn ich hielt mich damals tatsächlich in Lille auf, aber an Ihre Bekanntschaft kann ich mich wirklich nicht mehr erinnern“, gab der Arzt mit kühler Reserviertheit zur Antwort.

„Darf ich Ihnen eine Probe allerfeinsten Schnapsfabrikates anbieten?“ fuhr der unerkannte Bekannte unbehört fort, eine Dose aus der Tasche ziehend.

„Nein, danke, — ich schnapfe nicht“, war die in abweisendem Tone gegebene Erwiderung.

„Ich glaube aber, Sie haben doch früher gern geschnapft!“

„Das mag sein, aber jedenfalls habe ich diese unappetitliche Angelegenheit schon seit längerer Zeit aufgegeben.“

„Es ist aber doch schon äußerst seltsam, daß Sie mich scheinbar schon so vollständig nach sieben Jahren vergessen konnten“, stellte neugierig mit zäher Hartnäckigkeit der Kaufmann aus Lille bedauernd fest.

Charcot wendete sich nun umgeben von dem aufdringlichen Cavalier ab und setzte seinen Spaziergang fort.

Nach einigen Minuten indes war der Etußer schon wieder an seiner Seite und bot ihm zum zweitenmal nonchalant eine Probe an.

„Das ist aber schon sehr stark von Ihnen, mich andauernd so zu belästigen.“ — Ich sagte Ihnen doch erst vorhin, daß ich nicht mehr schnapfe.“

„O, entschuldigen Sie vielmals, das hatte ich schon wieder vergessen.“ Der Gelehrte (Professor der medizinischen Fakultät an der Sorbonne), welcher eben einige bekannte Damen der Gesellschaft austauschen sah, benutzte den willkommenen Zufall, den lästigen Fremden abzuschütteln.

„Ich war nicht so einseitig“, bemerkte er nachher mit sicherer Genauigkeit, „eine Probe von einem Manne anzunehmen, der trotz seines bildhäßlichen bestechenden Aussehens ein Hochstapler und Schwindler sein kann. Aber ich ging dem abgefeimten Individuum nicht auf den Leim. Ich entschuldigte mich einfach damit, daß ich nicht mehr schnapfe. — Das war freilich eine kleine Notlüge, denn ich habe mir erst gestern eine zerlähmte Dose gekauft, die mich bare tausend Francs gekostet hat!“

„Ah, bitte, lassen Sie uns doch dieses teuere Stück sehen!“ baten die neugierig gemachten Damen.

Charcot steckte die Hand in die Tasche und suchte vergebens — — die goldene kostbare Schnapsfabrikatdose war und blieb verschwunden. Statt dessen fand er einen Zettel mit der böhsischen Bemerkung vor: „Gehre geachtet Herr!“ — Da Sie doch das Schnapfen aufgegeben haben, brauchen Sie auch keine Dose mehr. — — Mit ergebenster Hochachtung Ihr Freund aus Lille.“

EIN PANZERKREUZER ZU VERKAUFEN

Durch den Hafen von Puerto Barina rollte der Dampf-Dampfer eines Kanonenschiffes. Don Pedro Miguel de Mendoza, Jun. und Espect, holte mit der Kantine der Oberaufsicht die von häufigem Gebrauch stark abgenutzte Tafel mit der Aufschrift „Wegen Revolution geschloffen“ aus einer Kiste, hängte sie vor die Tür seines Kontors, schob von innen den Kiesel vor und wandte sich wieder festsinnig seinem Lagerwerk zu, das darin bestand, große Mengen von Whisky in ein immer leeres Glas zu füllen. Er hatte das dritte Glas seit Ausbruch der Revolution in Puerto Barina noch nicht zu Gänze geleert, als Kolbenlöcher an die Tür trachten. Im nächsten Augenblick gab der Kiesel nach, die Tür flog auf und fünf Marinejoldaten, geführt von einem Offizier in gelbsteifender Uniform, bestaunten das Kontor.



„Sabe ich die Ehre, mit Don Pedro Miguel de Mendoza persönlich zu sprechen?“ fragte der Offizier salutierend.

„Gewiß, Herr Admiral. Daß ich in Ihnen den Führer der glorreichen Revolution betrachte?“

Der Offizier nahm unaufgefordert Platz und machte eine abwehrende Bewegung.

„Der General ist derzeit ... unbekanntem Aufenthaltsortes. Während seiner Abwesenheit können Sie mich als Führer der glorreichen Revolution betrachten.“

„Ehre erweist, Herr Admiral ... Womit kann ich Ihnen dienen?“

Der Admiral fixierte einen Augenblick salziniert die Hände seiner glänzend polierten Fingerringe, dann sagte er nebenhin:

„Die glorreiche Flotte der Revolution hat aus strategischen Gründen beschlossen, sich ihres Panzerkreuzers „Schrecken der Meere“ im Verkaufsweg zu entledigen. Sie kaufen doch Panzerkreuzer, Don Pedro?“

„Jah!“ fuhr Don Pedro Miguel de Mendoza erbleichend auf. „Jah — Panzerkreuzer kaufen! Wo denken Sie hin, Herr Admiral? Ich bin ein schlechter Kaufmann, ein armer Bürger —“

„Sie kaufen Panzerkreuzer!“ erklärte der Admiral beharrlich.

„Ummöglich, Herr Admiral! Wenn Sie mir Bananen angeboten hätten, oder Zigarren ... mit Vergnügen. Aber ja ...“

„Don Pedro“, sagte der Admiral träumerisch, „kennen Sie den duftigen Drangensbain hinter Puerto Barina, wo sich an der kalkweißigen Mauer die goldenen Erbstäbchen der Ceme Zerkamerakos brechen? Viele Besucher blühen von dieser Mauer zum letzten Male über die benachbarte Bucht von Puerto Barina. Also kaufen Sie Panzerkreuzer?“

Fünf Minuten später war Don Pedro Miguel de Mendoza ordnungsgemäßer Besitzer des Panzerkreuzers „Schrecken der Meere“. Sechs Minuten später verließ der Admiral mit Dreierdel von Don Pedro Bermögen in der Tasche, hunderttausend guten amerikajischen Dollars. Er verschwand so gründlich, daß er nirgends mehr zu finden war, als nach einer halben Stunde eine Abteilung der Gegenrevolutionäre Puerto Barina besetzten.

Drei Tage sah Don Pedro Miguel de Mendoza am Deck seines Panzerkreuzers und fixierte mit glasigen Augen in die See. Am Ende des dritten Tages betrat er das Kontor seines Konkurrenten, Enor Dionysos Epistopulos. Dionysos Epistopulos, Jun. und Espect, sah erstaunt auf.

„Ah — Don Pedro! Was führt Sie zu mir?“

Don Pedro Miguel de Mendoza sank auf den angebotenen Stuhl und blickte mit irden Augen um sich.

„Ich hätte einen Panzerkreuzer zu verkaufen“, sagte er, „einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer. Wollen Sie nicht einen niedlichen, hübschen Panzerkreuzer kaufen?“

„Sie sind ja besessen, Don!“ lachte Enor Dionysos Epistopulos. „Welcher vernünftige Mensch kauft einen Panzerkreuzer?“

„Aber es ist ein so niedlicher, hübscher Panzerkreuzer, Dionysos, prima Ware ...“

Enor Dionysos Epistopulos sah seinen Konkurrenten scharf an, und seine Augen wurden ganz klein und grün.

„Verkaufen Sie den Panzerkreuzer doch als Altmetall!“

„Wem ...?“ sagte Don Pedro, plötzlich ernüchtert. „Wer kauft in dieser gottverlassenen Gegend ein paar tausend Zonnen Altmetall?“

„Ehben Sie, das ist es eben, Don. Sie müßten mit den Kosten nach einem der großen Häfen der Vereinigten Staaten fahren, dort könnten Sie ihn vielleicht — ich sage vielleicht, denn gewiß ist nichts auf dieser Erde, Don Pedro — dort können Sie ihn also vielleicht

— als Altmetall anbringen. Freitig nimmt Ihnen keine Marine der Welt so ein veraltetes Kriegsschiff ab. Ob dre der Altmetallpreis die Reisekosten überhaupt aufwiegt, bezweifle ich, besonders da die Mannschaft das Schiff verlassen hat und keine Köhlen mehr da sind.“

„Whisky!“ stöhnte Don Pedro. Dionysos Epistopulos sah ihn kalkulierend an.

„Don!“

„Ja?“

„Ich werde Ihnen was sagen — weil Sie mir leid tun: ich kaufe Ihnen den Kasten für hundert Dollars ab. Gemacht?“

Abt Tage später verließ der Panzerkreuzer „Schrecken der Meere“ mit Dionysos Epistopulos und zwanzig Mann Besatzung an Bord den Hafen von Puerto Barina, fahrigel unbekannt.

Drei Wochen später betrat Enor Dionysos Epistopulos das Kontor Don Pedro Miguel de Mendozas.

„Hallo — Don!“

„Dionysos ... Woher?“

„Eben mit dem Flugzeug aus Nicaragua. Don — ich habe ein glänzendes Geschäft für Sie, an dem Sie sich beteiligen können. Leider fehlt mir das nötige Kapital. Aber wenn Sie mich mit ganzig Prozent beteiligen ...“

„Mit fünfzehn.“

„Auch gut! Hören Sie zu, Don: heute abend, in etwa vier Stunden, kommt der 10000-Tonnen-Dampfer „Butterfly“ der Nicaraguajapan-Linie in Puerto Barina an. Die Gesellschaft befindet sich in ärgsten Schwierigkeiten und kann den Dampfer nicht weiterführen. Sie ist bereit, ihn für 50000 Dollar an den Mann zu bringen, wenn sofort bar bezahlt wird. De facto hat man mich mit dem Verkauf betraut. Hier die Papiere ...“

Don Pedro Miguel de Mendoza nahm die Papiere und verschwand wortlos. Nach einer halben Stunde erschien er wieder.

„Ich habe den Ausgangscharfen angesehen. Das Schiff existiert wirklich. Die Gesellschaft hat mir bestätigt, daß Sie ihr Vertrauensmann sind.“

„Sie haben das bezweifelt?“ fand Dionysos Epistopulos entsetzt.

„Hier die 50000 Dollar. Unterschreiben Sie.“

„Danke. Übernehmen Sie, bitte, die Schiffs-papiere. Sie können den Dampfer um neun Uhr abends auf der Rede in Besitz nehmen. Unter uns gesagt: so ein Dampfer ist seine gute Millien wert. Welch ein Zwischengewinn! Wenn ich das Kapital geborgt hätte ...“

Die „Butterfly“ lief pergamentmäßig nach Anbruch der Dunkelheit im Hafen von Puerto Barina ein. Don Pedro Miguel de Mendoza fuhr dem Schiff mit einem Motorboot entgegen. Der Bau kam ihm merkwürdig bekannt

Kulturgeschichtliche Bilderbogen

I.

Anton Leidl



Die neuere Forschung hat einwandfrei ergeben, daß die alten Germanen bereits in Steiners Paradiesbetten schliefen, . . .

. . . daß sie keineswegs auf der Bärenhaut logen und Haus und Hof verkümmelten, sondern ihre Ersparnisse auf die Landwirtschaftsbank trugen. . . .



. . . daß sie bei festlichen Gelegenheiten den Smoking zu tragen und zu schätzen wußten. . . .

. . . und daß etwelche gegenteilige Behauptungen des Reiseberichterstatters Tacitus auf das Konto seiner jedenfalls jüdischen Sekretärin gebucht werden müssen.

Der Dachauer hinfende Bote

heraus-
gegeben
von
Martinus
Pfeffer
aus dem
Bayerland.

Der hinfend Bot
bin ich genannt,
durchsteiz das
ganze teutsche Land
mit meinem prügel-
hölzern Bein,
Jahre in - jahraus,
jahraus - jahrein.



Die Wissgier ist
mein Reizeziel,
ich bring der
Neuen Zeitung viel,
damit die Welt,
der Plagen satt -
statt weinens
auch zu lachen hat.

Verlegt
bey
Georg Hirth
sel. Erben
zu München
in der
herrngass

Jahrgang 2

Nr. 3

Aus der niederbayerischen Passion

Nachfolgendes Szenarium hab ich in einem alten Manuskrifte zu Ober-Griesbach in Niederbayerischen gefunden, also es sich im Notensfrank auf dem Orgelchor unter Staub und Papierbröseln lange mochte verstaubt haben. Der Pfarrherr des

Ortes hatte nichts dawider, daß ich mir von dem Skriptum eine Abschrift fertigte, welche ich nunmehr in den „Hinfenden Boten“ rüde, maßen jetzt das Passionspielen wieder an allen möglichen Orten im Schwange ist. M. P.



Das Theater stellet dar den Platz vor des Landpflegers Haus. Longinus tritt herfür und sagt:

Heunt haben wir erschrecklich viel zu tun — das ist kein leichtes Spiel; drei hohe Kreuz' sind aufgericht, daß man schon aus der Fern sie sieht. Viel Volks ist unterwegs im Lauf alles rennt zu dem Berg hinauf, weil, wenn es was zu schauen gibt — der Mensch fast kein Erbarmen übt, will hin und her nur spekulieren des andern Unglück zu fixieren. Da schauet ein solcher Reugier-Tropf gemächlich hin, wann man den Kopf von feinem Buben oder Weib mit dem Türckensäbel schneidet vom Leib — macht ein Gesperr und drückt die Augen sich aus dem Kopf, bloß um zu schauen, tritt auch dem Nachbarn auf die Jehn und möcht grad allweil noch was sehn, es ist ein rechte Sünd und Schand daß man in einem solchen Land Kiffhebers macht vom harten Sterben, wovon ein anderer muß verderben. So etwas ziemt sich für einen Wicht, aber für einen Christenmenschen nicht.

Nun kommt der Landpfleger Pilatus herfür und sagt:

Froh bin ich, wann das Geschäft zu Endt, ich wach in Unschuld meine Hände. Hab wahrlich keinen recht'n Lohn und nur die Plackerei davon, muß Briefel ausschreiben und Siegel drucken

auf das Papier und darf nit machen — und soll mir noch auf allen Gassen von denen Judenbärten was einbrocken lassen. Bis zum Kaiser laufen sie hin beherzt und haben mich gar schon angelchwärts; machen allzeit ein kläglich' Geschei, sagen: kreuzige den und gib Barnabam frei, sind mit e'm Wort rechte Laffen und Scheißer und schmelteln sich in die Gansst vom Kaiser. Se, Longinus, was steht du so stocksteif da... schau daß du endlich hinaufkommst zum Golgatha. Haben zum Maulaffen jetzt keine Weil, geh hin und verricht dein Geschäft in Eil.

Longinus spricht darauf:

Oh, edler Herr, ich steh wahrlich nicht rum, aber mir ist im Kopff ganz saudumm — bin sonst von rauhen und starken Gebärden, nur heunte will ich nit lustig werden. Ich glaube allweil, daß der Herr Jesu Christ wirklich der Sohn unseres Herzogs ist, einen solchen soll man, will ich denken nicht auf das Kreuzig hinauf henken und gar anageln mit scharfen Eisen, die ihm die ganze Haut zerreihen. Traun, hätt ich was in der Sach zu sagen —



wollt ich die Juden viel lieber schlagen ans Kreuz, damit sie merken zur Stund, daß man nit umsonst falsch Urteil sprechen kumt. Sei doch der Mensch, so jetzt sprechen soll ein Antlitz, so ganz der Gnaden voll — und zween Augen, so voller Lieb und Licht, daß einm schier das Herz abbricht.

Plinius sagt:

Je nun, was kann ich da vor tun — wann sie nicht raufen und nicht ruhn, lauffen zum Kaiser ganz ohne Gewissen — und sagen ich hätte sie, traun, beschlissen... hätt Wegzöll und fiskalisches Geld statt in Kassen in meiner Taschen verschwinden lassen, und was dergleichen Possen mehr, da dank ich schön von ohngefähr. Haben allzeit was zu knurren und penzen und um den Kaiser herumtscharwenzen. Mach also schnell, daß wir finden ein Endt, ich wach dervel in Unschuld meine Händ.

Er geht wieder in das Haus hinein.

Longinus sagt:

Ja, freilich, so einer Dreck hat am Stecken muß er gleich vor jedem Hundstott erschrecken, muß allweil nach der Pfeissen tunken und gar selber noch greiffen zur schweren Lanzen, muß den Henker machen von denen Wüthern, da soll ins nicht sichtig werden und wettern. Aber jetzt ist es reitens Zeit.

In alle Trunkenbolde

Erschreckt doch und werdet bleich:
kein Trunkenbold soll in das Reich
der Auserwählten kommen.
Es soll ein solcher wüste Bod
nicht nagen an dem Rebenstock
der Nüchternen und Frommen.



Anekdoten

Der Appetit!

Während des Krieges gogen die Feinde des päpstlichen Stuhles, der zu Antona geführt wurde und den der Kardinal von Epanien herauf beschwerten hatte, besuchte die letztere die Armee gerade in dem entscheidenden Augenblick, in dem es sich um Sieg oder Niederlage handelte. Er ermahnte die Soldaten und spornete sie an, muthig in den Kampf zu ziehn. Wer in der Schlacht falle, führte er aus, würde mit Gott und seinen Engeln tafeln. Alle Sünden würden ihm vergeben werden, und zwar um so schneller, je entschlossener er in den Kampf zöge. — Nach dieser halbunzweifelnden Rede trat er wieder zurück. Da rief einer der Soldaten: „Warum wilst du denn nicht mit uns tafeln...?“ — „Meine Essenszeit ist noch nicht da“, parierte schlagfertig der Kardinal diesen Anlaß, „ich habe noch keinen Appetit!“

Das kleine Haus

Als Königin Elisabeth von England ihren Großvater, derwahrer Nicolaus Bacon, den Vater des berühmten Schiffsbauers Francis Bacon, auf seinen Landgut Hresfortshire besuchte, war sie von der Bescheidenheit seiner Wohnung überrascht. „Warum ließen Sie Ihr Haus so klein bauen?“ fragte sie ihn. — „Ich ließ mein Haus nicht zu klein bauen“, antwortete er. „Aber Euer Majestät machten mich zu groß für mein Haus.“

maßen der Weg recht beschwerlich und weit...
Haber ich muß folgen als rechter Soldat,
weil sonst niemand keinen Respekt nicht hat.
Ich geh und tu, wie mein Befehl vorschreibt,
hats allweil ein jeder, wie ers treibt.
Haber es muß noch dereinst kommen die Zeit,
wo man Zeter und Mordio schreit
über die, so falsches Urteil gesprochen
und dem Kaiser in Arsch hinaingekrochen.
Boß Welten, mit einem solchen Haußen
mag ich mich nit um die Ehre raufen.
Ich tu, was sein muß — so ichs befohlen,
die anderen kann, traun, der Teuffel holen.

ad spectatores:

Und leßt ihr lieben Leut im Testament,
von einem, den man Longinus nennt,
der des Hergotts Sohn mit scharfem Stuch
in die Brust gestochen — dann betet für mich.
Ich hab gethan, was das hohe Gericht
mir angeschafft — das ist Soldatenspflicht.
Willt euch aber aufs beste dabei versprechen,
daß ich ihm nit mag in das Herz hineinstecken.
Vielleicht kommt er gar mit dem Leben davon —
dann wird er bestraffen die andren schon.
Jetzt geh ich — es fällt mir marterschwer,
haber das geht nicht anders beym Militär.

Er geht ab.

Das Theater wird umgeräumt.

Man wird ihn weisen in den Stall
da volle Zapfen überall
beym Satan müssen gehen /
und saufen was er eingekensht /
den Trunk, der Leib und Seele kränkt
aus Pech und Schwefelbäcken.

1687.

Aufstand!

Der Hofnar stürzte bei Tagesanbruch in das Schlafgemach des Königs und schrie: „Un's Himmelstwillen, Ew. Majestät, jorben beginnt ein unheimlicher Aufstand! Wenigstens 40 000 Menschen haben sich erhoben!“ Der König erschrock sehr, denn er wußte, daß das Volk längst wegen der zu hohen Steuern marrie. Er häute ans Fenster und rief den Voribergehenden zu: „Die Hälfte der Steuern sei auch erlassen!“ — „Oh!“ sagte der Hofnar. „Das war nicht nötig, Ew. Majestät. Der Aufstand würde sich heute Nacht, wenn die Ernte milde werden, von selbst wieder gelegt haben.“

Der Menschenfreund...

Simon, der Athener, lebte zur Zeit des peloponnesischen Krieges (wie aus den Schauspielen des Aristophanes und anderer zu ersehen ist, in denen er häufig als ärgster Menschenfreund geschnäht wird) in tiefer Abgeschiedenheit. Er miß und schreute den Umgang mit allen Menschen. Nur Alkibiades — ein junger lebensdürmiger Mensch — war der einzige, dem er unverschollen seine Gesprächsmitel angedeihen ließ. Da Apematus (ein Freund des Simon) sich darüber wunderte und den Simon nach der Ursache seiner Zurückzugung für Alkibiades fragte, bekam er die folgende Antwort: „Ich liebe diesen Jüngling, weil ich weiß, daß er noch einmal großes Unglück über die Athener bringen würde...“

LIEBERNICKELS

Es waren zum Stiftungsfest eines rheinischen Vereins gewesen und hatten sich ganz nett unterhalten. Mit Möllers und anderen Bekannten hatten sie ein Schwätzchen gemacht, der tanzenden Jugend zugesehen und an der Tombola ihr Glück versucht. Frau Liebernickel hatte einen Cervelatwurst gewonnen, eine Schachtel Zigaretten und eine Beethoven-Biographie. Herr Liebernickel hatte einen metallenen Tafelspiegel gewonnen und ein Kosmos-Bändchen. Gegen Mitternacht waren sie von Möllers zu einem Mokka eingeladen worden und hatten bis gegen zwei Uhr herumgeessen, sinnlos auf ein Wunder, auf ein besonderes Ereignis wartend. Sie warteten vergeblich.

Dann gingen sie.

Und nun waren sie daheim.

Liebernickels führten keine glückliche und keine unglückliche Ehe. Sie lebten nebeneinander hin, ohne Parallelen zu sein. Sie lebten nebeneinander hin, weil sie verärgert hatten, sich rechtzeitig zu trennen. Und weil es aus hundert kleinen Gründen des Anstands und der Rücksicht empfehlenswerter war, ein Ehepaar zu bleiben. Ihr Dasein plätscherte sose lala. Liebernickel begab sich allmorgens ins Büro, Hilde wuschte Staub und kochte und nähte, wie das eben so ist. Als Nachts hatte sie mal für einen Lenz geschwärmt, während der Brautzeit war sie mit ihrem Eugen mehrmals in der Oper gewesen. Bücher lasen sie nicht. Zu Kunst und schöngestigen Dingen unterhielten sie keinerlei Beziehungen. Eugen hatte alle vierzehn Tage seinen Regelabend; Hilde und Frau Möllers trafen sich hin und wieder, um Schaufenster anzuschauen und billige Netze zu kaufen. Das Stiftungsfest bedeutete ein gewisses Erlebnis. Man hatte sich gezeigt, man war dabei gewesen, man hatte mitgestimmt.

Und nun waren Liebernickels wieder daheim und fühlten sich geborgen und trocken ins Bett.

„Bist du endlich fertig?“ fragt Eugen.

Hilde beschneit ihr Gesicht mit irgendeiner fetthaltigen Sache und knüpft dann das Licht aus. Sie ist rechtschaffen müde.

Aber Eugen kann nicht einschlafen. Der Mokka.

Sein Kopfstissen ist heiß. Das Herz hämmert, er wirft sich auf die andere Seite und quält sich, einzuschlummern.

Nach einer Weile ertappt er sich dabei, daß er die Augen offen hält.

„Hilde — schläfst du schon?“

Hilde ist drauf und dran, sie brennelt etwas vor sich hin.

Eugen staunpelt und wackelt. Und egoistisch ist er obenrein. Wie alle Männer. Es paßt ihm



Der Witz

nicht, daß die Frau schläft, während er so sackt einwärts liegt.

Gutmütig rafft sich Hilde auf, Eugens Fragen zu beantworten, auf seine Unterhaltungsverfuche einzugehen. Dann redet sie auf ihn ein, den Versuch zu unternehmen und aufgegeben aller Energie zu schlafen. Man könne, falls man wolle.

Eugen strengt sich an, einzuschlafen. Vor lauter Anstrengung wird er immer mobiler, sein Motor läuft, er ist kregel und frisch wie ein Füllen.

Hilde klammert sich an die letzten Dämmen Jäden ihrer Mattigkeit und mischt: „Versuchs doch mal mit Zählen!“

„Mit was?“

„Möller meint, man muß zählen, wenn man nicht einschlafen kann.“

Eugen zählt. Eugen zählt voller Wut auf Möller.

Bei 113 ist Hilde süß eingeschlummert.

Eugen jedoch ist dem Wahnsinn nahe.

Er weckt die Gattin.

Männer hätten längst zum Hackbeil ge-gangen — Frauen gleichen holden Engeln. Hilde raft ihre bereits entschundenen Geisteskräfte zusammen und stötet: „Weil du ver-lehrt zählst. Du mußt nicht aufwärts zählen.“

„Gedevn?“

„Von hinten nach vorn. Von tausend bis eins.“

„Warum?“

„Möller saht, aufwärts zählt man auto-matisch. Aber wechelt herum, das wirkt ein-schlafend. Möllers sangen immer bei 4711 an.“

Dies leuchtet Herrn Liebernickel ein, der schließlich kein unvernünftiger Mensch ist. Ohne sich für den trefflichen Rat zu bedanken, zählt er trampfhaft von 4711 rückwärts. Dabei wird er zuführens müde.

Aber Hilde ist fuchsteufelsmutter.

Eugen merkt es, wird nervös und erkundigt sich, warum sie so un-ruhig liegt.

Nicht wird die Gattin ruhig, jetzt wird Eugen mit einer Flut von Ver-wäusen überschüttet, jetzt arbeitet Hildes Mund, wackelt wie ein Enten-büzel.

Eugen steht zunächst wie unter einer kalten Brause, dann dreht er seinerseits den rednerischen Kran auf und packt Dinge aus, die jahrelang zurückliegen und nie Recht befragen und erle-diat waren, eine Spezialität sämlicher Eugens. In

Hilde bännt sich ein dampfres Überdigniteitsempfinden hoch, es entwickelt sich ein ebenso hildes wie hitziges Wertgefrcht. Eugen

verliert jeglichen festen Boden unter den Füßen und rettet seine immer kläglichere werdende Lage, indem er plötzlich Thema und Lagerstätte verläßt, das Licht anknüpft und sich in eine Schlafblude zu schmeißen macht.

„Was juchst du denn da?“

„Ein Schlafmittel! Ich werde verrückt!“

Nimmde erhebt sich auch Hilde, läuft hinaus, findet ein Näbchen mit vier Tabletten, spilt zwei Stück hinunter, erinnert sich der Beethovens-Biographie, Holt das Buch, legt sich zu Bett und liest blühendest dranslos.

Wenige Minuten später hat sich Eugen ebenfalls zwei Tabletten einverleibt und mit seinem Kosmos-Bändchen zu Bett gegeben.

Beide sind richtig aufgeregt, ob das Schlafmittel wirkt.

„Wie schreien und lesen um die Wette.“

Eugen liest: „Von zehn Männchen entgehen kaum zwei bis drei dem traurigen Schicksal des Gefesseltwerdens.“

Hilde liest: „Mädel, der spätere durch sein Metromoni bekannt wurde, erfand für Beethoven eine Gehörmaschine.“

„Eugen liest: „Das Männchen wird nach vollkommener Befruchtung ausgelesen, seine leere Hülle liegt am nächsten Morgen unter den Ästen anderer Beutetiere vor dem Eingang zum Hochstehbau.““

Hilde liest: „Die ersten vier Noten der 5. Symphonie sind dem Gesang einer Waldsämmel abgelauscht.“

Eugen liest: „Hat ein Männchen das Pech, an ein bereits befruchtetes Weibchen zu ge-

raten, so löst sich dieses überhaupt keine Annäherung gefallen, sondern macht kurzen Prozeß und frist den Vererber auf.“

Hilde liest: „Beethoven (schlie) immer wie winters auf einem Strohsack und deckte sich mit einer dünnen Decke zu.“

Eugen kann nimmer an sich halten. Eugen muß der Gattin mitteilen, was er da staunend liest: „Du, Hilde, der Sprung so einer Spinne ist etwa dreimal so weit wie der Sprung eines Zigers!“

Hilde ist demasig in ihrem Beethoven vertieft, daß sie gar nicht auf Eugens Worte achtet. Sie findet das Buch ungeheuer interessant und möchte am liebsten noch für sich laut vorlesen. Sie unterbricht den Gatten: „Eugen, denke mal an, er war sehr zersplittert, und also er mal einladen war, hat er in einem Spiegel geknufft, weil er dachte, es war ein offenes Fenster.“

Eugen erwidert: „Daß so eine Spinne nicht selber an ihren Netz hängen bleibt, verdankt sie einem Schutzmittel gegen den Keim, den sie aus gewässen Drüsen ausschleibt.“

Die Espinnen psallen an Hilde ab. Sie ist aufgestanden, sich von Beethoven loszureißen. Kinnpump verfinst die Welt. Mitten in der Nacht hat Frau Liebernickel ein tiefes Erlebnis.

„Eugen, eigentlich ist er daran gestorben, daß er sich während der Fahrt auf einem Wäldwagen erkältet hat!“

Eugen ist an den Espinnen angebacken, er pfeift auf Beethoven. Ganz außer Atem ver-

tündet er, daß in Amerika eine Art verkommt, die nicht mit Wendeltreppe anlegt, sondern so gar mitten im Netz ein festes Ruhezüßchen.

Hilde ist außer sich und möchte es in alle Wände schreien, daß für den gesamten Nachschlag Beethoven keine tausend Gulden erlösiert wandern... einschließlich der unveröffentlichten Manuskripte.

Eugen ist nicht minder außer sich, eine Welt hat sich ihm aufgetan. Mädel Espinnen liefern binnen zehn Tagen einen Faden von zweiwanzig Meter Länge. Ein Forscher hat mehrere Ziere in hohle Norkrüchchen so eingelummert, daß nur der Hinterleib frei blieb, hat ihnen dann eine Fliege vorgeschlagen und den Faden auf einer Haspel abgewickelt. Großartig.

Hilde kämpft mit den Tränen, Hilde ist erschüttert. Denn eines schönen Tages wurde Beethoven von der Polizei aufgegriffen, weil er wie ein Bettler ausseh, und als er seinen Namen nannte, hat man ihn angeschaut, er sei ein Lump, und der Beethoven sähe ganz anders aus.

... So vertrieb die Nacht.

Der eine las sein Kosmos-Bändchen, der andere seinen Beethoven.

Als der Morgen graute, sanken Liebernickels in Schlaf.

Es wurde eine glückliche Ehe.

Nant der Tombe! Durch die Espinnen und durch Beethoven? Infolge des Metks?

Infolge Kissens?

Einreißt.

Wer sich einspiefert, hat mehr vom Leben.

BRUNNEN Die Plinim ANZEIGE der „Jugend“

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrstraße 10.

Parasthenie

ervenschwäche
ervenernährung.
h, mit Schwäche
d. best. Kräfte,
er ist diesbezüg.
l. Standpunkte
ohne wertlose
qualitätlich zu be-
deuten u. zu be-
? Wertvoller, n.
est. Erfahrungen
rbeitet. Ratgeber
jedermann, ob
er alt, ob
gesund oder
in erkrankt. Geg.
wend. v. M. 1.50
Briefmarken zu
zehen vom
Jae Jannstr. 66,
Issu (Schweiz).

Fidus-Bilder

in Postkartenformat, Wiedergaben der besten Werke dieses Berliner Meisters, sind zum Preise von 50 Pf. für die Serie von 12 Stück herauszugeben. Der zehnte Verzeichnissende von Fidus wird diese Veröffentlichung willkommen sein.

G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrstraße 10

GRATIS
Prestelle Nr. 84 von
den Samml.-Industria
-Medica, Berlin SW 68,
Alte Jannstr. Nr. 8.

Männer

die ihre Kräfte schenken
füllen, werden
nieher jung u. lebens-
fröhlich durch die berühmte
„Serien“. Zyklus-
ausf. u. Lebensgefähr
bis ins höchste Alter.
Geod. Nöhler Buch-
Serien G.
Bad Homburg 350

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohn-
räume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarben-Kunstplättern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 50 Pf., 75 Pf.
und 1.- Mk. je nach Größe durch
den Kunsthandel und den unter-
zeichneten Verlag zu beziehen sind.
Der reich illustrierte Katalog (Preis
DM. 2.70) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen

empfehlen sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrstr. 10

GRATIS
Licht sendet über hygie-
nische u. sanitäre Artikel

MARTIN
Gummivarben-Ferzard
Frankfurt o. M., 1.
Postfach 203/1.

Wer kauft
schafft
Arbeit!

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
Literar.
ADRESSEN
Schreib.
WURFSENDUNGEN
erlaubt

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN
FERNSTR. 77, JANNSTRIE 3116, 317 UND 3811
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIR ANZUFORDERN!



Ein ergötztliches Bilderbuch
ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über
1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von
Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarben-
drucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch
die Buchhandlung oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

LEST DIE „JUGEND“

In 3 Tagen
Nichtreicher
Erfolge verbüßend.
Auskunft kostenlos.
1000 G. Gaskubens
Schultheil, Laboratorium
Hansa, Friedrichshagen
1918 B. Berlin,
Alten-Allee 42

KUNSTPOSTKARTEN
in vorzüglichem Vierfarbendruck nach
Bilderwiedergaben aus der „Jugend“
lieferbar, wert 12 Stk. für 90 Pf., die ganze
Serie von 130 Stk. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrstraße 10

Leist den Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fußzeit-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.
Fischersport-Verlag
Dr. Hans Schneider
München NW 2
Karlstraße 94

Große Münchener Kunstausstellung 1934

in der Neuen Pinakothek • Glasplastik-Ausstellung

1. Juni bis Anfang Oktober

Eintritt 50 Pf. - Geöffnet von 9-6 Uhr

Eine amateurphotographische Schrift,
die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschien soeben als Beginn einer
modernen Reihe „DIE KLEINE
PHOTOBÜCHEREI“

Interessenten sind das große
Heer der Amateurphotographen
Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN
HERRNSTRASSE 10

REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND“

Karl Schleinkofer-München. Es hat den Anschein, als läßt die wenigen Schüler Karl Haiders nicht nur etwas von der künstlerischen Diktion ihres Meisters, sondern auch dessen übergroße Bescheidenheit geerbt. Wenn die „Jugend“ nicht schon einmal früher die Gelegenheit, ein Werk des Haiderschülers Karl Schleinkofer zu zeigen, wahrnahm, so gewiß nur deshalb, weil es hier einer vorzog, zu malen, anstatt seine Gegenwart mehr oder minder geräuschvoll zu manifestieren. Ich halte das Werk Schleinkofers aus zwei Gründen für wichtig und mitteilungs-würdig: einerseits bietet es uns die Gewähr dafür, daß jener Geist, den eine mißverstehende Öffentlichkeit heute mit einem fatalen Lächeln als „Postkutschenromantik“ abzutun sich bemüht, in Wirklichkeit als die beste Erfahrung unserer künstlerischen Entwicklung durch Jahrhunderte noch lebendig ist; und andererseits, weil es uns als Kriterium für den heute nicht minder mißverstandenen Begriff „deutsche Kunst“ dienen kann und uns zu der Einsicht bekehrt, daß selbst der Einbruch des Impressionismus in die deutsche Malerei, jenes hohe Gefühl der inneren Beseelung, wie es uns aus den Werken der „letzten“ Romantiker Hans Thoma und Halder entgegentritt, noch lange nicht verloren gegangen ist. In diesem Sinne will mir der Maler Schleinkofer als bedeutend wichtiger erscheinen, als so mancher, der sich heute mit revolutionärem Getöse auf den gewissmaßen über Nacht entdeckten Boden nationaler Tatsachen stellt. A. W. H.

Ehe

„Nun, wie fühlst du dich denn in deinem Ehestande?“
„Genau so wie auf der Bühne!“
„Was soll denn das heißen?“
„Ein Auftritt folgt stets dem andern!“

F. S.

Kindermund

Mutti ist mit Klein-Elli auf dem Lande und beobachtet gerade das Anstreichern der jungen Küken. Fragt die Mutter: „Warum glaubst du, Elli, kriechen die kleinen Küken aus den Eiern?“ — Klein-Elli: „Weil sie Angst haben — — gefecht zu werden!“

Rubey



„Möchten Sie mir nicht meinen Pfeil wieder geben, Frau Müller?“
„Wo soll denn dein Pfeil sein, Fritschen?“
„In Ihrer Kutze.“

Die Wirkung

Gurke liebt Gartenbau. Aber Gurke hat keinen Garten. Ergo baut sich Gurke breite Fensterkästen. Hänkt sie außerhalb seiner Fenster an das Haus und sät Radishes, Bohnen, Kresse, Wicken und Tomaten.
„Was glaubst du wohl, was zuerst ge- kommen ist?“, fragt er einen Freund.
„Die Radishes?“
„Nein.“
„Die Kresse?“
„Nein.“
„Die Wicken, Bohnen, Tomaten?“
„Nein. Zuerst ist ein Schutzmann gelom- men, der verlangt hat, ich soll die Kästen sofort wieder herbeibringen.“
er.

Das Treppengeländer

„Aber Lenchen, ich würde doch nicht immer das Treppengeländer runterentschleifen!“
„Das kriegst du auch gar nicht fertig, Oregunama!“
F. S.

Abgeblitzt

„Ich könnte nie einen Mann heiraten, der sich nicht stets vorher überlegt, was er tut.“
„Dann wollen Sie also ledig bleiben?“

Hochbetrieb

Bei Lachners kamen Drillinge an. Man legte sie in einen Waschkorb. Der kleine Fritsch wies zum Vater ins Büro geschickt, um ihm die Nachricht zu bringen.
„Papa“, sagt er, „wir kriegen dauernd Kinder. Ein Waschkorb ist schon voll!“

Nicht empfehlenswert

„Auf deine Tante kann ich doch Häuser bauen?“ fragte Egon seine Braut, die schwererische Erbin.

„Oweiß!“ antwortete diese, „aber ich möchte die empfehlen, auf diese Häuser keine Hypotheken aufzunehmen!“ F. S.

Der arme Mann

„Mutti, bitte, gib mir doch zehn Pfennige für einen armen Mann!“

„Wo ist denn der arme Mann?“

„Der steht dort unten an der Ecke und verkauft Eis.“ F. S.

Alles in Ordnung

„Wollen Sie mich heiraten, Ellen?“

„Ja, Dad. Aber nur, wenn Ihre Einkommen recht viele Nullen hat.“

„O, Ellen, es besteht sogar nur aus Nullen!“

Kindermund

Am Land. —

„Mutti, warum gackern die Hühner so?“

„Weil sie Hunger haben!“

„Warum legen sie sich dann kein Ei und essen es?“ F. H.

In Texas

Polizist: „Mann, wie sehen Sie denn aus? Sie bluten ja aus Nase und Ohren!“

„Ich habe nur bier in dem Zeitungsbüchlein angekratzt, ob der Redakteur zu Hause sei.“

„Nun, und?“

„Er war zu Hause.“

Herzklopfen

„Herr Doktor, was soll ich mir tun? Ich habe den ganzen Tag Herzklopfen!“

„Sind Sie doch froh! Wenn Sie das nicht hätten, wären Sie ja tot!“

Liebe Jugend

„Ich erzählte meinem Jungen vom lästigen Fuchs: — Da kam ein Mädchen mit einem Korb feischer Semmeln. Gleich stellte der Fuchs sich tet. Das Mädchen wollte den hübschen Balg haben und stellte den Korb nieder. Flugs war der Fuchs zur Stelle und stahl den Korb mit den Semmeln.“

Nun sollte der Junge die Geschichte nach erzählen. Das geschah folgenderweise: „Zuerst stellte der Fuchs sich tet. Das Mädchen stellte seinen Korb beiseite. Da stellte sich der Fuchs schnell wieder lebendig —“

Das Mitglied eines Kaffeekränzchens hat sich unerbötlich verspätet und wird nun unter allgemeiner feierlicher Stille von ihrer Nachbarin über den Grund ihrer Unpünktlichkeit verhört. Ich belausche folgenden Dialog: „Jestos Frau Hofrat — wo sind's denn so lang g'wesen?“

„Ich? Ich konnt' grad vom Arzt!“

„O, Sie konnen grad vom Arzt?“

„Ja, und der hat mir ein Rezept aufgeschrieben; ich hab' nämlich Arterienverklüftung!“

„O, geh'n sind's so gut und lassen's mich das Rezept abschreiben, ich hab' nämlich auch Arterienverklüftung.“ C. R.

Rubey



„Hams net an kleineren Stern, vielleicht ein um a Fäferl?“

Jede Nummer der
„JUGEND“
wird von ca. 50000
Menschen gelesen.

Darum
inseriere!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**



Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN- DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift über Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Die Unentwegten



„Daß die Kerls durch die vielerlei Verpflichtungen kaum noch ins Kolleg kommen, ist schließlich nicht zu beklagen — aber daß sie keinen ordentlichen Bierjungen mehr saufen lernen, ist einfach ein Skandal!“